

(Nachdruck verboten.)

## 81 Die Zukunftsprohen.

Von Georg Hermann.

Schon hört man im Nebenzimmer dieselbe wohlleinstudirte Rede: „Ach, meine Herren, ah, mache Sie darauf . . .“

„Aber Vintrowchen, warum sind Sie denn aufgestanden?“

„Na, denken Sie vielleicht, ich will nicht vorwärts kommen?“

Wenn man es nur im geringsten hier weiterbringen will, dann muß man doch zum mindesten vor dem Sekretär aufstehen, vor dem Vorsteher sich verbeugen und vor dem Geheimrath auf dem Bauch rutschen . . . Also! . . . Zahl oder Wappen . . . Wappen?! Beinahe den Thaler!“

Dieses Mal hatte Vintrow gewonnen zum großen Aerger Klüwer's.

„Was kann das schlechte Leben nützen? Wollen wir nicht bald etwas thun, Vintrowchen?“

„Ach, ich habe heute soviel Lust zum Arbeiten, wie der Vär zum Lanzten. Ich sehe auch garnicht ein, warum gerade ich mich opfern soll. Lassen Sie doch das den höheren Beamten. Die!! . . . Erst geht man auf die Hochschule, denn das Geld hat man ja dazu. Da wird gebummelt, gefossen, geraufboldet — denn das Geld hat man ja dazu. Endlich nach fünfzehn Semestern fällt man das erste Mal beim Examen durch. Na, immer kann man ja doch auch nicht durchfallen, deshalb besteht man das zweite Mal. Nun antichambriert man und lauert vom Morgen bis zum Abend, bis man eine Anstellung bekommt, dann kann man sich verheirathen, und das thut man auch, aber ja nicht unter hunderttausend.“

Jetzt läuft man täglich drei Stunden in den Dienst und sieht sich die Akten und Verfügungen an, die von oben nach unten und von unten nach oben gehen, die meisten von außen, die wenigsten von innen, macht, daß man nach Hause kommt, und des Abends beim Stammtisch, da jammert man dann über die Ueberbürdung der höheren Beamten.“

„Sie waren wohl 'mal höherer Beamter, daß Sie das so genau kennen?“ stichelt Lorenz.

„Ach! Reden Sie doch nicht. Mit dem Bankier sieht es noch viel, viel fauler aus. Er steht um halb Zehn auf, sie erst um Zehn. Er sagt ihr, er muß zur Börse, geht aber zu seiner Ballettense. Sie sagt ihm, sie fährt zu Gerson, empfängt aber ihren Hausfreund. Nachdem er mit seiner Ballettense gefrühstückt, prügelt er sich bis drei Uhr auf der Börse herum, kommt heim, isst, trinkt, schläft; abends Theater; Schluß Dressel. Morgen dieselbe Vorstellung. Zum Sommer reisen beide ins Bad. Er nach Baden-Baden, sie nach Heringsdorf. Nein, der Bankier soll man ganz stille sein, der taugt schon garnichts.“

Der kleine Lorenz ist puterroth geworden, er weiß nicht, ob er lachen oder schimpfen soll.

Vintrow wird immer lebhafter und erregter, trotzdem ihm augenscheinlich das Sprechen schwer wird, und er häufig inne halten muß, um zu husten. Plötzlich tritt Klüwer auf ihn zu, legt ihm beide Hände auf die Schultern und sieht ihm in die Augen.

„Noli me tangere! Noli me tangere! Sie wollen mich doch nicht etwa anpumpen, alter Freund? Ich freue mich, daß ich allein nichts habe.“

„Nein Sagen Sie 'mal, Vintrowchen, haben Sie Fieber?“

„Möglich! Garnicht unmöglich!“

„Aber, Sie werfen ja Blut aus?“

„Ach — das schadet nichts, das thue ich öfter.“ Er versuchte zu lachen.

„Wenn ich die richtige Schwindsucht hätte, lebte ich schon längst nicht mehr.“

„Gehen Sie doch lieber nach Hause, legen Sie sich ins Bett.“

„Wo! damit Sie meine Flasche Bier austrinken? Giebt's nicht!“

„Gehen Sie nur nach Hause.“

„Unsinn, ich darf nicht fehlen! Ich muß jeden Heller haben. Ich, ich . . . fühle mich ja verhältnißmäßig ganz wohl, lassen Sie sich nur meinetwegen keine grauen Haare wachsen,

Sie haben schon genug von der Sorte. Rathen wir noch Eine aus?“

„Nee, morgen, Vintrowchen.“

„Na, Lorenz, wir?“

„Ich trinke nichts mehr.“

„Da muß ich mir schon alleine eine kaufen.“

„Soll ich Ihnen noch eine bringen, Herr Vintrow?“ ruft der Oberkellermeister, der das Gespräch mit angehört hat.

„Nachher, ich habe ja noch hier.“

Der kleine Lorenz beginnt plötzlich zu lachen. Erst grinst er still vor sich hin, dann wird er lauter und lauter, und endlich windet er sich beinahe, so durchschüttelt ihn die Heiterkeit.

Na, was haben Sie denn, wer kitzelt Sie denn so, Lorenzchen?“

„Da ist mir gestern eine ganz merkwürdige Sache passiert. Also ich gehe die Vittoriastraße entlang, mit einem Male kommt da ein ganzer Haufen Menschen angelaufen, gerade auf mich zu, und vorn weg, rennt einer was er kann. „Haltet den Dieb!! Haltet den Dieb!!“ brüllt alles. Also ich werfe mich sofort auf den Menschen, fahre ihm mit meinem Husarengriff über den Kopf, „will der Kerl stehen!“ donnere ich ihn an. Er reißt sich los, ich bekomme ihn noch 'mal zu packen: „Will der Kerl 'mal stehen!“ schreie ich; ich hätte den Burschen ja bezimert, wenn er noch einen Muck gethan hätte. Dann haben sie ihn nach der Wache geschafft.“

Der kleine etwas verwachsene Herr ist aufgesprungen und fährt mit seinen langen Armen in der Luft umher, als ob er jemand packe, durchschüttelte und zu Boden werfe. Er erinnert mehr denn je an ein Aeffchen.

Klüwer und Vintrow sehen einander an und zwinkern mit den Augen.

„Ach, erzählen Sie das doch jemand, der keine Strempe am Hut hat.“

„Lassen Sie sich durch den da drüben nicht stören, Lorenzchen, nur weiter, ich höre so etwas gern, schon wegen des angenehmen Gruselns.“

„Aber, meine Herren, ich versichere Ihnen, daß es wahr ist.“ Er schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Daran hat ja nie jemand gezweifelt. Ich sehe, wie Sie noch die Rettungsmedaille bekommen. Sie sind ja 'n Nordskerl, Lorenzchen. Vorgestern halten Sie das durchgegangene Pferd auf, gestern bringen Sie den Kerl zum Stehen, morgen ziehen Sie gewiß Einen aus dem Wasser. Na, haben Sie sie schon! Dann reden Sie aber sicher nicht mehr mit uns. Nee, Lorenzchen, daraufhin müssen Sie ein paar Bullen zum besten geben. Denken Sie nur 'mal, wie die Sache hätte ablaufen können, wenn der Kerl, und ein Mensch, wenn er gereizt ist, ist zu allem fähig, ein Messer genommen und Sie todgestochen hätte? Dann hätten wir doch keinen Herrn Lorenz mehr. Nein, daraufhin müssen wir eins trinken, wegen wunderbarer Errettung aus Lebensgefahr.“

„Sie wissen ja gar nicht, Herr Lorenz, was es für schlechte Leute auf der Welt giebt,“ drückt Vintrow sein Petschaft auf.

„Machen Sie doch nicht solchen Lärm dahinten, man kann ja hier gar nicht ruhig schlafen,“ unterbricht ein Zwischenruf vom Nebentisch.

„Wenn Sie hier schlafen wollen, gehen Sie wo anders hin.“

„Nein, meine Herren, ich trinke nichts mehr.“

„Aber, Herr Lorenz!“

„Na, wie gesagt, Herr Lorenz, dann legen Sie sich nur den Groschen auf die hohe Kante.“

„Ich an Ihrer Stelle, Herr Lorenz, würde mich in diesem Fall, wo es so klar auf der Hand liegt, daß Sie nur mit einem blauen Auge der höchsten Gefahr entronnen sind, überhaupt nicht so lange nöthigen lassen. Sie kommen mir wirklich vor wie ein Maikäfer, den man auch immer erst anpusten muß, wenn er krabbeln soll. Sie brauchen mir das nicht weiter übel zu nehmen, aber es ist so.“

Der arme Lorenz muß wohl oder übel die Waffen strecken. Hoffburg bringt zwei Flaschen.

„Na, Sie Unterkellermeister, die Stiefel sind wohl zerrissen, weil Sie Gummischuhe tragen?“

„Wissen Sie, Herr Vintrow, Leute, die sich Gummischuhe leisten, können sich auch ganzes Schuhwerk leisten.“

„Das wollen wir durchaus nicht so schroff hinstellen, die Sache wird wohl so liegen: der Gummischuhhändler pumpt noch und der Stiefelbesitzer thut's nicht mehr. Na! Sehen Sie! Haben wir's doch gleich. Adieu. — Grüßen Sie Ihre Freundin von nebenan aus dem Schlächterladen, und sagen Sie ihr, ich werde sie bald mal wieder abends besuchen — und ein Viertel Schinken kaufen. Was glaubten Sie denn?“

Trotzdem es Vintrow sichtlich schwer wird, Luft zu bekommen, und er oft hustet, daß ihm die Augen aus den Höhlen quellen, wird er immer lustiger und spöttischer. Er führt mit dem Doktor ein durchaus sachliches Gespräch über Spektralanalyse und schließt jeden Satz ernsthaft mit den Worten: „Meinen Sie nicht auch, Herr Kollega?“ Als Lorenz sich eine mißliebige Kritik über das Können und Wissen des Doktors erlaubt, weist er ihn einfach mit einem „Bringen Sie es erst einmal so weit im Leben wie der Mann, und dann reden Sie.“ zur Ruhe.

Aber plötzlich, mitten im Satz, bricht Vintrow ab, er war soeben dabei, die Blumenprache zu kommentieren: „Nelle — Sehnsucht nach Ihnen verzehrt mir —“ beginnt am ganzen Körper zu zittern und bedeckt mit der Hand die Augen.

„Na, Vintrowchen, was hatte denn?“

„Jetzt . . . ist . . . es . . . Zeit; jetzt . . . muß ich . . . nach Hause.“

Gehen Sie hinein zum Sekretär, entschuldigen Sie sich.“ Vintrow erhebt sich, um in das Nebenzimmer zu gehen, macht zwei Schritte, schwankt, taumelt und schlägt heftig gegen das Regal, eine willenlose Masse. Bevor er vollends zu Boden gleitet, gelingt es dem alten Klüwer, ihn unter die Arme zu fassen und aufzurichten.

„Na, Vintrowchen, nur Muth, das ist ja nicht so schlimm“, er streichelt ihn wie ein Kind.

„Ja, ja . . . mir ist . . . auch . . . schon . . . besser.“

„Herr Vintrow ist wohl besoffen?“ fragt Hubert, der sich freut, einmal einen Genossen zu finden.

„So . . . nüchtern . . . wie . . . Sie . . . nie bisher waren.“

„Halten Sie Ihren Mund, Sie Dummkopf!“ fährt der Alte den jungen Menschen an, daß er sich ganz schen zurückzieht und nicht ein Wort zu erwidern mag.

Der Sekretär, der wohl den Lärm gehört hat, kommt hinzu.

„Bitte, Herr Vintrow, wenn Ihnen nicht wohl ist, gehen Sie nur nach Hause, hoffentlich können Sie aber Ihre Arbeit bald wieder aufnehmen.“

Wir bringen ihn hinaus. Einer hat inzwischen eine Droschke geholt und sie schon aus seiner Tasche bezahlt. Der Alte hebt Vintrow in den Wagen.

Als wir wieder hereinkommen, fragt Lorenz: „Meinen Sie, Herr Klüwer, daß er bald wieder kommt?“

Der eisgraue Heilige legt seine Hand an den Bart und sieht den kleinen Banquier lange und traurig mit seinen großen, grauen Augen an.

„Den haben wir heute zum letzten Mal gesehen, Lorenz, der kommt nicht wieder. Schade . . .“ und nach einer Weile, „Herr Hoffburg, bringen Sie mir noch eine Flasche, aber bitte, nicht so kalt, wie die vorige.“

„Glauben Sie, Herr Klüwer, daß die Beschäftigung hier noch lange dauert? Ich . . .“

„Lange? Doch höchstens noch zwei Wochen. Ich habe schon eine neue Stellung als erster Buchhalter in einem Tuchgeschäft zum Ersten; vielleicht kann ich sie auch noch früher antreten.“

Lorenz hat sich verfährt und schaut einen Augenblick sehr bekümmert darein, aber schon hat er den richtigen Ausweg gefunden.

„Das freut mich, Herr Klüwer, ich habe auch gestern definitiven Bescheid erhalten, ich trete am Ersten einen sehr gut dotirten Posten — als Disponent in einem ganz großen hiesigen Bankhaus an, ich hatte ja diese Bureauarbeit so wie so nur provisorisch angenommen, bis sich etwas Besseres böte.“ —

22. Mai.

Am nächsten Tage fehlte Vintrow. Es war wohl niemand, dem er nicht einmal etwas am Zeuge geflickt hätte, niemand, dem er nicht bei günstiger Gelegenheit eine kleine, aber bittere Bille zu schlucken gegeben, und doch vermischten sie ihn heute alle. Mit seinem Weggang war es merkwürdig still geworden. Klüwer, welcher in ihm seinen besten Partner verloren hatte, erschien ohne Gegenspiel ärmlich und eintönig.

Hier und da wurde es auch schon laut, daß es mit der Herrlichkeit bald zu Ende wäre; wer es aufgebracht hatte, mußte man nicht, aber plötzlich durchschwirrte die Neugier das Zimmer. Keiner sprach sie eigentlich aus, und doch hörten sie sie alle. Sie legte sich wie ein Nebel schwer und lastend auf die Gemüther, verdüsterte die Mienen, umflorte die Blicke. Man begann, sich ungemüthlich in den Räumen zu fühlen, als wären sie Hotelzimmer, die man in wenigen Stunden verlassen muß. Mehr und mehr verlor man das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie wenn man schon auseinandergeblasen wäre. Der einzige, der vielleicht hierüber hätte hinwegtäuschen können, war nicht mehr da.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Von der Kolonie der Worpssweder (bei Bremen) war schon vor zwei Jahren hier die Rede. Die „Flucht zur Natur“, die so charakteristisch für die moderne, intime Landschaftsmalerei ist, hat von Zeit immer einzelne Gruppen betrogen, sich, fern vom Lärm des Tages, in einem stillen Erdenvinkel niederzulassen und in die Einsamkeit gleichsam zu vergraben. Jean Jacques Rousseau schon predigte die Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit des Landlebens, als seine Gesellschaft sich in unbefriedigter Sehnsucht verzehrte. Was dem weltmännischen Voltaire, der bereits neue Ideale von Geistesfreiheit aufschwärmte sah, zu dem böartigen Witzworte verführte: Er fühle schon, wie er wieder auf allen Vieren zu gehen lerne.

In der Gegenwart giebt es wohl kaum ein eindringlicheres Beispiel dieser Flucht zur Natur, als die Vereinigung der Worpssweder. Fast völlig abgeschlossen, eins mit der Landschaft und dem bäuerlichen Leben, geben sich die Worpssweder auf ihrem niederdeutschen Boden der intimsten Naturbetrachtung hin. Solche Liebe hat ihre Vorzüge, die Bilder der Worpssweder sind ehrlich gesehen, warm und wader ausgeführt. Aber am Ende rächt sich jede Bedürfnislosigkeit in künstlerischen Dingen. Es ist ja schön zu sagen: wir verzichten auf alle geistreiche Kunst. Wir bringen einen Naturauschnitt ohne Künsterei, ohne Listerei. Solches Werben und Verwachen mit einer bestimmten Landschaft hat zu Zeiten, wenn die Kunst völlig in akademische Konvention überging, revolutionärend gewirkt. Allein für die Dauer führt es trotz allem zur Spezialität, wenn auch zur feinsten, zarten Spezialität. Die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten bekommen einen zu deutlichen Zug von Familienähnlichkeit; und die befruchtende Ideenfülle bleibt aus. In den Tagen der naturalistischen Herrschaft pflegt zwar stets ein heftiger Kampf gegen die sogenannte „Ideenfülle“ zu entbrennen. Der gleichgiltigste Kohlader sei für die Kunst dasselbe wie ein Märchenparadies. Aber man kann doch nicht Kohlader um Kohlader malen, das verfeinerte Temperament wird der geistig-ideellen Anregungen nicht entbehren können. Man kann sich nicht in Einsamkeit vergraben und sich losreißen von der Welt, die uns umgiebt, und von ihren mannigfaltigen Bestrebungen.

Die Worpssweder sind nicht als Gruppe zu uns gekommen. Es sind nur wenige Bilder da, von Vogeler und von Madensen. Schon versucht es Madensen, den Menschen und nicht bloß die Landschaft zu schildern. Ins Genrebild reicht seine trauernde Familie.

Mit der Anekdoten- und Novellenmalerei hat die naturalistische Periode wohl nicht völlig ausgeräumt, aber diese Sächelchen, die häufig glatt polirt oder gruselig vorgetragen waren, drängen sich selbst auf mittelmäßigen Ausstellungen, wie der diesjährigen in Berlin, nicht entfernt mehr so vor, wie in früheren Zeiten. Noch drängt sich um solche Gesächelchen mitunter eine kunstfremde Menge, die zunächst fragt: Was stellt das vor? Als ob der Künstler zu plaudern und nicht vielmehr anschaulich darzustellen hätte!

Von der leeren Anekdotenmalerei suchen sich im allgemeinen auch die gemehrten Gemälde, die wieder zahlreicher werden, fernzuhalten. Ein farbiger Vorgang, eine bewegte Stimmung, nicht die Lust am Fabulieren reizt die Künstler. Bei den Düsseldorfern, deren Kunst trotz Sezession seit Jahren schon einen beschaulichen, man möchte fast sagen, quietistischen Eindruck hinterläßt, fand das Genre immer viel Anklang. Trauererfüllte Vorgänge wählen ihre Seiten gerne, wie Arthur Kampf („Abschied“). Otto Heichert pflegt diese Vorgänge noch mit lebhaftem Nachdruck zu begleiten.

Es würde zu weit führen, die Einzelheiten der Reihe nach aufzuzählen und es gäbe nur eine Namenliste. Es sind eben der charakteristischen Erscheinungen nicht allzuwiele bei den Düsseldorfern, wie in der gesammten Ausstellung.

Der erste Mann unter den Düsseldorfern, Eduard v. Gebhardt, fand mit seinem „Elias“ einen Platz im „Ehrensaal“. Wenn's nach der Masse ginge, müßte man meinen, die religiöse Malerei sei wieder neu belebt. Und doch reicht an Innigkeit kaum eins der vielen Werke an Gebhardt's Arbeit heran. Meist sind es Umschreibungen für Idyllen, genrehafte Vorgänge, allein die feurige Empfindung fehlt. Der Münchener Uebe ist diesmal nicht erschienen. Manches dieser religiösen Bilder ist ganz zart aufgefaßt, wie die „Bauerndonna“ des Wiener's Goltz. Aber ein Zug von Süßlichkeit schleicht sich hinein. Welche Zartheit ist überhaupt für die wenigen Bilder der Wiener Schule bezeichnend. Man sehe die „Mährische

„Nachlandschaft“ von Robert Ruff. Aber Energie und kraftvolle Temperamente scheinen zur Zeit bei den Wienern nicht daheim zu sein.

Es gelang auch dieser Kommission nicht, die nichtdeutsche Kunst völlig auszuschließen. Ein paar englische Maler, die sich der Münchener Sezession anzuschließen pflegen, mußten berücksichtigt werden. Spanier und Italiener, die für die internationalen Liebhaber arbeiten, sowie die Niederländer haben etliche Gemälde eingesandt. Auch unter ihnen finden sich jene erstklassigen Bilder nicht, die eine Hauptanziehung der Ausstellungen bilden, sei es, daß sie umstritten, sei es, daß sie anerkannt werden.

Auf der ersten Jubiläumsausstellung in Berlin war das Erscheinen Englands eine Ueberraschung. Es sind seitdem mehr als zehn Jahre verfloßen, und das Vorurtheil, das damals gründlich beseitigt wurde, ist nun völlig enturzelt. Damals war es Grundsat, den Engländern in den Künften Berth abzuspochen. Nur Wenige wußten von dem individuellen Reichthum, der sich in insularer Abgeschlossenheit in England entwickelt hatte. Heute weiß man, in welchem Irthum man befangen war und welchen Vormarsch England, besonders in kunstgewerblicher Beziehung, genommen hat. Der phantasiervolle Robert Fowler, der in München zuerst auf dem Kontinent bekannt wurde, ist nun auch in Berlin mit mehreren Gemälden erschienen (Beginnende Nacht, Apollo und die Mufen, Der alte Matrose); nicht so sehr von weicher Empfindung erfüllt, freier und lebhafter, sind die lustigen Phantasien des berühmten Walter Crane; Prangwyn bleibt seiner Manier treu, seine Bilder, wie den Bacchusgang, nach dekorativen Absichten hinzumalen. Sie sehen aus wie alte Gobelins. Auch diese Manier hat Freunde und Verehrer gewonnen. Hubert Herkomer, Bader von Geburt, aber vollständig in dem englischen Wesen aufgegangen, bringt nebst dem Porträt des Prinzregenten ein interessantes Bildniß von Booth, dem General der Heilsarmee.

Eins der fesselndsten Bildnisse der Ausstellung rührt ebenfalls von einem Ausländer her, es ist von dem Brüsseler Verheyden gemalt und stellt den originellsten Bildhauer im heutigen Belgien, Herrn Constantin Meunier dar. In nachdenklicher, ein wenig vorn übergebeugter Haltung steht Meunier da, nachsinnend, mit einem Leidenszug ist das Gesicht aufgefaßt. Sonst fehlen einige der trefflichen Landschaften Belgiens nicht, wie Constens und Mesdag.

Von den Spaniern, die in Rom leben, sei auf ein bemerkenswerthes, lebensvolles Herrenbildniß von José Villegas hingewiesen.

In der Abtheilung für Etiche und Radirungen findet sich manches interessante Blatt, wie von Hans am Ende, M. Brandenburg und anderen; aber wesentlich Neues ist nicht aufzufinden. Manchem der Leser wird vielleicht ein Zylus von Radirungen, die den Weberaufstand illustriren, von Käthe Kollwitz anziehen.

Den Sculpturen ist, wie bereits in Vorbericht erwähnt wurde, diesmal ein ziemlich reicher Raum bemessen worden. Es ist unmöglich, sie an dieser Stelle anders als summarisch zu würdigen. Berlin ist in seinen Bildwerken lebendiger, vorgerückter, als im Durchschnitt seiner Gemälde. Es giebt zu thun in Berlin, und das allein führt zu mannigfachen Anregungen. Von Max Kruse ist eine hübsche Sammelausstellung veranstaltet, in der auch die Art, wie Kruse die Holztechnik z. B. bei den Büsten Hauptmann's, Liebermann's, der Mutter des Künstlers handhabt, Aufmerksamkeit verdient. Eine zweite Sammelausstellung zeigt eine Anzahl von Arbeiten des früh verstorbenen Nicolaus Geiger. Gustav Cberlein hat mehrere seiner lieblich bewegten Gruppen zur Schau gestellt. Ein Bildwerk Eberlein's: „Goethe betrachtet Schiller's Schädel“ hätte ich mir empfindungsvoller gedacht. — Die meisten Besucher in der Abtheilung für Sculpturen wird sicherlich von der Stappen's Sammelausstellung anlocken. Bei diesem Ausländer hat die strenge Furch eine Ausnahme gestattet und ihm einen ganzen Saal eingeräumt. Freilich ist von der Stappen belgischer Akademieprofessor.

Die Sammelausstellung ist jedenfalls von Bedeutung. Ein kräftiger und geistvoller Bildner ist von der Stappen. Das ersieht man aus seinen Bronzefiguren und Statuetten, wie aus den markigen „Städte-Erbauern“.

Man weiß, daß der Besuch der großen Kunstausstellungen von Berlin nicht allein vom Berth des Gebotenen abhängt. Der Ausstellungsparl in Moabit, die Promenaden bei Militärmusik, freundliche Sommertage, großstädtisch-gejelliges Leben: das alles wirkt mit, um den Berliner Ausstellungen auf alle Fälle eine finanzielle Garantie zu bieten. Allein es bleibt doch fraglich, ob auf die Dauer das ganze Ausstellungsweesen nicht beeinträchtigt würde, wenn man fortführe, sich so zu beschränken, wie man es in den letzten Jahren thut. Vom Wettstreit mit München ist keine Spur mehr; noch ein paar solcher Ausstellungen, wie die diesjährige, deren gute Einzelheiten nicht verkannt werden sollen, und es tritt völlige Gleichgültigkeit und Abgestumptheit ein. Die pflichtgemäß ausgeführten Zeitungsberichte, und seien sie noch so lokalpatriotisch gefärbt, können kein wärmeres Interesse wachrufen, wenn nichts da ist, woran sich das Publikum enthusiastisch begeistern könnte, oder warum es zu kämpfen lohnt.

Heimische Künstler weisen gerne auf London hin, wenn sie mit Ingrimm auf internationale Veranstaltungen zu sprechen kommen. Es ist wahr, die Künstlererschaft von London hält sich gerne abgeschlossen. Aber sie ist reicher an Persönlichkeiten, der launsträchtige

Engländer ist auf den internationalen Plätzen, wie sie Paris und München für die Kunst bedeuten, viel, viel mehr zu Hause, als der Deutsche etwa in Paris oder London es wäre.

Es ist gewiß ein Jammer mit den jährlichen Massenmärkten. Woher sollten auch alle Jahre die großen Thaten kommen? Es wird meist nur eine ganz bescheidene Ausbeute möglich sein. Will man jedoch mit den Jahresausstellungen, in denen so viele Hoffnungen der Künstler begraben werden, nicht brechen, so muß man wenigstens zu dem früheren System der internationalen Kunstschau zurückkehren. Auf sich allein gestellt, oder vorzugsweise auf sich gestellt, bietet Berlin zu wenig Anregung. Die Erfahrung könnte man aus der diesjährigen Ausstellung geschöpft haben. — Alpha.

## Kleines Feuilleton.

— Lohengrin's Schwan auf der Themse. In London war dieser Tage eine ebenso reizende wie zweckmäßige Erfindung zu sehen, bei der Lohengrin's Schwan eine Hauptrolle spielt, und die den Marine-Ingenieuren und Schiffsbauern auf der Themse vorgeführt wurde. Die Idee, die dieser Erfindung zu Grunde liegt, bezweckt, das Geräusch und die Vibrationen der in den Schiffslörpern befindlichen Motoren dadurch zu vermeiden, daß die letzteren nicht in den Fahrzeugen selbst angebracht, sondern in einem Miniaturschiffchen eingebaut und dann, ähnlich wie die Lokomotiven zu Lande, als Vorspann für die Fahrzeuge zu Wasser verwendet werden. Die neue Propulsionsmethode ist zunächst nur als Treibkraft für Boote auf Flüssen und anderen Binnenengewässern gedacht. Sie erfüllt diesen Zweck, wie die Versuche ergeben haben, in vorzüglichster Weise. Der kleine schwimmende Schraubenpropeller, mit welchem die Versuche auf der Themse stattfanden, war durch eine Aluminiumhülse in der Form eines Schwanes, der nur etwas größer war als ein wirklicher Schwan, vollständig eingedeckt. Die Verkupplung des Rotors mit dem Boote erfolgte einfach durch Einsetzen einer am Bug des Rahmes befindlichen und dort prorotirend befestigten eisernen Stange in einen über die Schiffsschraube hinausragenden Ring des vorgespamten Maschinens. Der Propeller wird entweder durch den elektrischen Strom einer Akkumulatorenatterie oder durch eine kleine Petroleum- resp. Aethermaschine in Umdrehungen versetzt, während das Zungangsetzen oder Abstellen durch Umlegen eines Hebels erfolgt. Das Antupeln des Rotors kann an jedem gewöhnlichen Boote erfolgen, an dessen Bug nur die Zugstange angebracht worden ist. Zweckmäßiger und weit hübscher ist es indessen, dem Bootkörper eine eigenartige Gestalt zu verleihen, wie dies bei dem Versuchsboote der Fall war. Dies war in Form einer venetianischen Gondel gebaut, deren Andernvorrichtungen zwar vorhanden waren, aber nicht benutzt wurden. Im Bug derselben befand sich ein besonderer Sitz für die das Fahrzeug lenkende Person, welche das Steuern des Schwanes, ähnlich wie beim Lenken eines Pferdes mit Hilfe zweier Zügel bewerkstelligte. Bei der Versuchsfahrt auf der Themse erfolgte dieses Lenken durch eine junge Dame, die das Manövrieren des mit 6 Passagieren besetzten Bootes mit bemerkenswerther Geschicklichkeit ausführte. Ein Pohnwagen hätte jedenfalls nicht so leicht wie das neue Lohengrinboot gehandhabt werden können, denn die junge Führerin ließ das Fahrzeug mit voller oder halber Geschwindigkeit vor- und zurückgehen, wendete dasselbe in einem Kreise, dessen Durchmesser nicht viel größer war als die Länge des Bootes, oder ließ es augenblicklich halten. Die zweckmäßige Erfindung, welche sich voraussichtlich rasch verbreiten wird, hat nicht nur in den Kreisen der Freunde des Wassersports, sondern auch bei den englischen Künstlern und zumal bei den Bildhauern das größte Interesse erweckt. Schon sind zahlreiche der letzteren damit beschäftigt, neue Gebilde für Veredlung der kleinen Motore zu entwerfen. —

## Kunst.

— Ein belgisches Komitee, dem hervorragende Mitglieder der Künstler- und Beamtenwelt dieses Landes angehören, läßt Einladungen zu einem internationalen Kongreß für öffentliche Kunst nach Brüssel ergehen. Aufgefordert zur Vetheiligung werden Regierungen und Gemeinden, künstlerische und gelehrte Körperschaften, Künstler und Aesthetiker aller Länder. Der Kongreß soll vom 24. bis zum 28. September d. J. dauern. Die Fragen, die erörtert werden sollen, sind eingehender Besprechung werth. Zu erwähnen sind besonders folgende: „Ist es angezeigt, daß die Behörden in Angelegenheiten der öffentlichen Kunst eingreifen?“ „Ist es angezeigt, daß die Machtbefugnisse der Behörden in Hinblick auf das Aesthetische ausgedehnt werden, namentlich was Straßen und Gebäude betrifft?“ „Wie muß man die Erzeße geschmackloser Reklame bekämpfen, die das Bild der Städte und Landschaften verdirbt?“ „Welche Rolle soll die Aesthetik in Erziehung und Unterricht spielen? Welche Methoden sind eventuell für diesen Zweck zu empfehlen?“ „Giebt es Maßregeln, durch welche die Behörden auf die ästhetische Entwicklung der Bevölkerung wirken können?“ „Künstlerische Palate und illustrierte Bücher zum Zwecke der „Volks-erziehung.“ „Ist es nicht angezeigt, für die verächtlichen Zweige des Kunstgewerbes praktische Schulen zu schaffen?“ Belgien steht in der Gegenwart, was plammäßigen und allgemeinen Kunstbetrieb angeht, vor allem auch im Kunstgewerbe, allen anderen Ländern voran. Man darf daher erwarten, daß diese Bewegung zu prächtigen Resultaten gelangen wird. Die Idee, daß Behörden „Machtbefugnisse“ auch in ästhetischen Fragen erhalten sollen, ist an sich nicht so übel. Nur

dürften sie dann nicht so zusammengestellt sein wie die preussischen. Das könnte sonst etwas Schönes werden, wenn die Herren, die bei uns an den grünen Tischen sitzen, über Fragen des Geschmacks mitreden sollten. —

**Wetterkunde.**

c. e. Ein Wettermacher. In den indischen Zentralprovinzen giebt es einen Beamten, der die Pflicht hat, Hagelschläge, übermäßigen Regen, Dürre und andere Uebelstände eines schlecht gelaunten Klimas abzuwenden. Er führt den offiziellen Titel „Charpagari“ und erhält von der Einwohnerschaft der Dörfer, die für seinen Unterhalt Sorge zu tragen haben, eine regelmäßige Besoldung in Naturalien. Wenn es ihm gelingt, in einer kritischen Zeit atmosphärische Kalamitäten abzuwenden oder nach einer langen Dürre segenspendenden Regen heraufzubeschwören, so wird sein Amtsgehalt in liberaler Weise erhöht. Das in die Geschäftlichkeit dieses Wettermachers gesetzte Vertrauen ist so groß, daß er anlässlich eines Besuches irgend eines hervorragenden Europäers feierlich in ein Didiacht geführt und insinuiert wird, für das öffentliche Wohl, d. h. für Regen, zu beten, richtiger zu heulen. Nun kommt es ja vor, daß die Stimme des Rufers in der Wüste scheinbar eine günstige Wirkung erzielt. In den meisten Fällen ist jedoch die unmittelbare Wirkung des frommen Gebens gleich Null. Dann ist das Loos des Wettermachers ein hartes, tieftaures. Von dem höchsten Gipfel seiner Macht wird er in den tiefsten Abgrund der Erniedrigung gestürzt. Man giebt ihm ohne weiteres einen Amtsnachfolger, zwingt ihn zur Rückzahlung des bereits einflussreichen Amtsgehalts und läßt ihn, falls er dazu nicht mehr im stande ist, eine tüchtige Tracht Prügel zu theil werden. —

**Geographisches.**

— Ueber die kleinen Polschwankungen der Erde, die seit Anfang dieses Jahrzehnts in systematischer Weise von zahlreichen, über weite Gebiete der Erde vertheilten Observatorien untersucht worden sind, liegen der „Voss. Btg.“ jetzt zusammenfassende Untersuchungen von französischer und von deutscher Seite vor. Schon in den achtziger Jahren hatte ein italienischer Astronom darauf wiederholt hingewiesen, daß die Lage des Pols auf der Erde und die geographische Breite der Erdorte nach seinen Beobachtungen kleinen Schwankungen unterliegen, aber erst nach den zuverlässigen Messungen auf der Berliner Sternwarte, die eine solche rasche Aenderung der geographischen Breite nachwiesen, wurden von mehreren Beobachtungsstationen fortlaufend kontrollierende Beobachtungen über die geographische Breite angestellt. Während nun Herr Rabau in Paris seinen Bericht über die dort von März 1885 bis November 1896 beobachteten Breitenvariationen dahin zusammenfaßt, daß die Theorie von Chandler in Cambridge (N.-A.), wonach die Polschwankungen sich aus zwei Perioden zusammensetzen, nämlich einer solchen von 14 Monaten und einer jährlichen Periode, durch die Untersuchungen von Herrn Goussier bestätigt wird, widersprechen dem die von deutscher Seite abgeleiteten Ergebnisse augenfällig. Nach den umfassenden Untersuchungen von Prof. Albrecht vom Potsdamer geodätischen Institut, der u. a. fortlaufende Beobachtungsreihen aus Berlin, Potsdam, Strassburg, Karlsruhe, Wien, Neapel, Lyon, Kapstadt, New-York, Washington, Bullowa, Kasan, Tokio benutzen konnte, ist die Bewegung des Nordpols der Erdoberfläche nicht durch eine Periode von zwölf und vierzehn Monaten zu erklären, da sonst die Linie, die der Pol beschreibt, nach Ablauf von sieben Jahren in sich zurückkehren müßte, was aber nach der graphischen Darstellung der Bahn des Nordpols von Prof. Albrecht nicht der Fall ist. Freilich können nur die allerfeinsten Messungen über diese kleinen Polbewegungen entscheiden, und man wird auf die Ergebnisse der kommenden Jahre für diese Frage mit Spannung harren. Zur Erklärung des abweichenden Verhaltens der Breitenänderungen wird man wohl statt der Massenverschiebungen im Innern unserer Erde unregelmäßige Wanderungen von Flüssigkeitsmassen im Gebiete der großen Ozeane annehmen dürfen, die in demselben Maße wie die großen meteorologischen Strömungen nach verwickelten Gesetzen vor sich gehen mögen. —

**Medizinisches.**

t. Tod durch Ertrinken außerhalb des Wassers. Ein unglaublich scheinender und doch sicher bezeugter Fall wird der Wochenschrift „Lancet“ aus Birmingham mitgetheilt. Am 4. Mai wurde daselbst der Leichnam einer Frau im Alter von 33 Jahren gefunden auf dem Fluß eines Hauses und unter scheinbar unerklärlichen Umständen. Die Kleider waren nämlich völlig mit Wasser durchtränkt und rings um den Körper stand ein großer Wasserlache. Der Arzt, der mit der Untersuchung des Leichnams betraut wurde, kam zu dem Schlusse, daß der Tod infolge Erstickens im Wasser eingetreten wäre. Die Frau war also richtig ertrunken und wurde doch außerhalb des Wassers gefunden, der Kanal, in den sie sich wahrscheinlich gestürzt hatte, war etwa 500 Meter entfernt. Wie war das zu erklären? Es wurde daran erinnert, daß bereits ein berühmter amerikanischer Arzt auf einen Fall aufmerksam gemacht hätte, in dem eine Person, die sich ins Wasser gestürzt hatte, sich genügend erhobte, um sich daraus zu retten und noch eine beträchtliche Strecke zu gehen, ehe sie dann starb. Es wurde auch in dem neuen Falle festgestellt, daß die Todte sich vollständig im Wasser befunden haben mußte, und es wurde daher auch das Gutachten abgegeben, daß sie durch Ertrinken gestorben wäre. —

**Aus dem Thierreiche.**

—f. Der „Palolo“-Wurm. An den Küsten der Südsee-Inseln zeigt sich an bestimmten Stellen zur Zeit des letzten Mondviertels im Oktober und November ein wurmartiges Thier, welches die Eingeborenen „Palolo“ nennen, und dessen Fang sie mit Eifer obliegen, da der Palolo essbar ist. Die Untersuchung des Palolo hat ergeben, daß derselbe im wesentlichen ein Schlauch ist von 6 bis 40 Zentimeter Länge, der entweder mit Eiern oder mit der männlichen Samenflüssigkeit gefüllt ist. Diese Schläuche zeigen eine schlängelnde Bewegung, die aber nur eine ganz gewisse Zeit anhält, worauf die Schläuche zerbrechen oder plagen und nun die Vereinigung der Geschlechtsprodukte im Wasser stattfindet. Es ist nun gleichzeitig den Herren G. Friedländer und Dr. Thilenius bei Apia (Samoa-Inseln) gelungen, nachzuweisen, daß der Palolo das hintere Ende eines großen Ringelwurmes ist, der in Gängen und Höhlungen der Korallen lebt, und der dieses hintere Ende alljährlich zum Zwecke der Vermehrung abstößt. Der Wurm wächst von Jahr zu Jahr und bildet alljährlich einen neuen Palolo, der sich an einer bestimmten Stelle des Körpers und zu einer bestimmten, vorher zu berechnenden Zeit ablöst. Soweit wäre das interessante Phänomen erklärt. In welchem Zusammenhange aber der ganze Vorgang mit den Mondphasen steht, darüber haben die Entdecker, wie Herr Friedländer im biologischen „Centralblatt“ berichtet, noch keinen befriedigenden Aufschluß geben können. —

**Humoristisches.**

— Schredlicher Verdacht. Arzt: „Als Gemeinderath nehmen Sie doch immerhin eine gewisse soziale Stellung ein.“ Großschlichter: „Na, hören Se mal, Herr Doktor, id un sozial!“ —

c. e. Gebt dem Alten den Kessel. Der Bischof von Richfield traf neulich auf einem seiner Spaziergänge eine Gruppe von Kohlengräbern, die auf seine Frage, womit sie sich beschäftigten, die Antwort gaben: „Mit Lügen.“ Sie hätten nämlich einen kupfernen Kessel gefunden und einmüthig beschloffen, ihn demjenigen als Eigenthum zuzusprechen, welcher die größte Lüge vorzubringen im stande wäre. Anfs höchste entriestet, stellte ihnen darauf der Bischof vor, wie das Lügen doch ein so hassenswerthes Laster sei, und wie er selbst eine so große Abneigung dagegen empfinde, daß er, wie einer der bedeutendsten Männer des Alterthums, der Thebaner Epaminondas, nicht einmal im Scherz lüge. Kaum hatte er seine eindringliche Rede beendet, als einer von den Arbeitern, der bis dahin schweigend zugehört hatte, lebhaft ausrief: „Gebt dem Alten den Kessel! Er ist uns allen über!“ Der Bischof soll sich auf grund dieser Erfahrung fest vorgenommen haben, in Zukunft seine Reugierde zu zügeln. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Fast aus ganz Deutschland treffen Nachrichten von schweren Gewittern, Wollenbrüchen und Hagelschlägen ein, die in den letzten Tagen schlimme Verwüstungen angerichtet haben. Mehrfach sind Menschen vom Blitz erschlagen worden. In Galizien (Schlesien) fuhr ein Blitzstrahl in ein Schulgebäude, machte die Munde durch alle Räume und fuhr in das Klassenzimmer, in dem gerade unterrichtet wurde. Ein Schüler wurde erschlagen, der Lehrer und drei Schüler, sowie die Frau des Lehrers, die im Wohnzimmer saß, erlitten Verletzungen. —

— In den „Fliegenden Blättern“ vom 6. Mai des Jahres 1898 findet sich folgendes Inserat: „? Zauber und Liebe, Lehrbuch der geheimen Künste, Liebe einzuschloßen, zu erhalten oder zu vernichten, nebst Einweihung in geheime Wunderkräfte aller Art. Nach alten Quellen bearbeitet von Faustulus.“ Das Zeug ist erschienen in Hf. Schlößel's Verlag, Leipzig. —

— Beim Erzieren stürzte ein Hjar in Stendal in die Lanze, die ihm entfallen war. Die Spitze drang ihm in den Mund und kam an der oberen Stirnseite wieder zum Vorschein. —

— In Hamburg feuerte ein 20jähriger Kaufmann auf seine Geliebte, die nichts mehr von ihm wissen wollte, nach einem Wortwechsel auf der Straße drei Schüsse ab, ohne sie jedoch erheblich zu verletzen. Darauf schoß er auf sich selbst zweimal. Er mußte in hoffnungslosem Zustande ins Krankenhaus gebracht werden. —

— Fernsprechversuche wurden letzter Tage zwischen Brüssel und Liverpool angestellt, und zwar auf der Linie Brüssel-Tournai-Lille-Calais-London-Liverpool. Die belgische Eisenbahnverwaltung gedenkt nach einigen Verbesserungen in den bestehenden Leitungen den regelmäßigen Fernsprechverkehr mit England eröffnen zu können. —

c. e. In einer Gastwirthschaft in Dorpat wurde einem Manne die eine Hälfte des Schnurrbartes sammt den Wurzeln ausgerissen. Der so seiner Manneszier Beraubte trug seinen Bart in der Hand zur Polizei, wo der Bart als corpus delicti zu den Akten deponirt wurde. —

— Die Schauspielkunst hat in Nordamerika einzelnen beliebten Schauspielerinnen zu Millionen verholfen. Miß Crabtree, die unter dem Namen „Lotta“ berühmt geworden ist, hat sich rund 12 Millionen erworben, Maggie Mitchell etwa 10 Millionen, Miß Davenport 2 bis 3 Millionen. —